

**Baptisten  
Gemeinde  
Zürich**



*Evangelische Freikirche*

# Monats*predigt*

Januar & Februar 2026

## **"Wohin soll ich fliehen?"**

Gerhard Neumann

Predigttext: Psalm 139

1 Ein Psalm Davids, vorzusingen. HERR, du erforschest mich und kennest mich. 2 Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehst meine Gedanken von ferne. 3 Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege. 4 Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, HERR, nicht alles wüsstest. 5 Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir. 6 Diese Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch, ich kann sie nicht begreifen. 7 Wohin soll ich gehen vor deinem Geist, und wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht? 8 Führe ich gen Himmel, so bist du da; betete ich mich bei den Toten, siehe, so bist du auch da. 9 Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, 10 so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten. 11 Spräche ich: Finsternis möge mich decken und Nacht statt Licht um mich sein –, 12 so wäre auch Finsternis nicht finster bei dir, und die Nacht leuchtete wie der Tag. Finsternis ist wie das Licht. 13 Denn du hast meine Nieren bereitet und hast mich gebildet im Mutterleibe. 14 Ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin; wunderbar sind deine Werke; das erkennt meine Seele. 15 Es war dir mein Gebein nicht verborgen, / da ich im Verborgenen gemacht wurde, da ich gebildet wurde unten in der Erde. 16 Deine Augen sahen mich, da ich noch nicht bereitet war, und alle Tage waren in dein Buch geschrieben, die noch werden sollten und von denen keiner da war. 17 Aber wie schwer sind für mich, Gott, deine Gedanken! Wie ist ihre Summe so groß! 18 Wollte ich sie zählen, so wären sie mehr als der Sand: Wenn ich aufwache, bin ich noch immer bei dir. 19 Ach, Gott, wolltest du doch den Frevler töten! Dass doch die Blutgierigen von mir wichen! 20 Denn voller Tücke reden sie von dir, und deine Feinde erheben sich ohne Ursache. 21 Sollte ich nicht hassen, HERR, die dich hassen, und verabscheuen, die sich gegen dich erheben? 22 Ich hasse sie mit ganzem Ernst; sie sind mir zu Feinden geworden. 23 Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz; prüfe mich und erkenne, wie ich's meine. 24 Und sieh, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege.

Liebe Gemeinde,  
Wohin sollte ich fliehen? So habe ich das Thema dieser Predigt genannt. Die Frage haben wir uns vielleicht in den letzten Monaten selber schon mal gestellt angesichts der Virus-Pandemie. Es gibt aber fast keinen Ort auf dieser Erde, wohin man flüchten kann, denn das Virus ist überall. Vielleicht eröffnet uns diese Erfahrung sogar einen neuen Zugang zu dem alten, so gut bekannten Psalm 139.

Auch in ihm fragt der Beter: Wohin soll ich fliehen? Diese Frage steht im Zentrum des Psalms. Dabei denkt der Beter des Psalms aber nicht an eine Pandemie oder eine andere Notsituation, aus der er entkommen möchte, sondern was ihn bedrängt, ist überraschenderweise die Gegenwart Gottes. Wo soll ich hingehen vor deinem Geist, und wo soll ich hin fliehen vor deinem Angesicht, o Gott?

Ich möchte heute Morgen mit ihnen diese machtvollen Bilder betrachten, in denen der Psalmist sagt: Man kann Gott nicht entrinnen. Ja, unser Gott ist nur deswegen Gott, weil man ihm

nicht entrinnen kann. Die Flucht vor Gott ist unmöglich, denn es gibt keinen Ort, wohin wir vor Gott fliehen können.

Wir lassen zunächst die Bilder, die dazu in diesem Psalm gebraucht werden, an uns vorüberziehen. „Führe ich gen Himmel, so bist du da.“ Hier ist nicht der Himmel, die unsichtbare Welt, gemeint in der Gott tatsächlich wohnt. Sondern hier ist von dem Himmel die Rede, den der Mensch sich selber erschafft. Würde ich mir den Himmel selber erschaffen, ja, würde ich in eine himmlische Welt flüchten, damit ich Gott nicht mehr brauche, damit er überflüssig ist. Würde ich mir den Himmel auf Erden erschaffen, so wäre es doch bloss ein von Menschen erschaffener Himmel und ein Versuch, der drängenden Unruhe des göttlichen Geistes zu entfliehen. Das aber ist dem Menschen bisher nicht gelungen und wird ihm nicht gelingen. Wir leben alle miteinander in einem Land, das vielen wie der Himmel auf Erden vorkommt. Doch der Hunger der Seele ist ungestillt. Und der drängenden Unruhe des

göttlichen Geistes entflieht der Mensch nicht. „Denn führe ich gen Himmel, so bist du da.“

Und bettete ich mich in die Hölle, siehe, so bist du da.“ Die Hölle, ist der Ort der Toten. Es scheint der rechte Ort zu sein, zu dem man fliehen könnte, um sich vor Gott zu verbergen. Dorthin versuchen die zu fliehen, die sich nach dem Tode sehnen, um der göttlichen Forderung des Lebens zu entrinnen. Das Leben ist uns von Gott gegeben als eine Aufgabe, es zu bestehen. Für manche und zu manchen Zeiten aber ist es eine Versuchung, das Leben von sich zu werfen, um sich von der Last seiner Existenz zu befreien. Und wenn ich mich frage, warum es nicht sehr viel mehr Menschen auch tun, dann muss es etwas damit zu tun haben, dass der Tod keine wirkliche Ausflucht ist vor der inneren Aufgabe, die das Leben uns stellt. Und würde ich mich totstellen, so würde mir auch dort der Anspruch Gottes, der das Leben will, begegnen. Und würde ich in mir alles abtöten, was lebendig ist, weil ich nichts mehr sehen und hören und fühlen will, so wäre doch

der Gott des Lebens immer noch da.

„Und nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äussersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten. Wir könnten ans Ende der Welt fliehen, auf die entlegenste Insel in der Südsee, an den schönsten Urlaubsort, um alles zu vergessen und können doch Gott nicht entrinnen. Gerade das aber versucht unsere Zivilisation. Der moderne Weg, Gott zu entfliehen, ist der Fortschritt, das Vorwärts-Jagen in jeder Beziehung, die immer grössere Geschwindigkeit. Wem ist eigentlich noch nicht schwindelig? Wer kommt noch mit? Wohin jagt unsere Welt eigentlich? Und sind dieses ganze Gejage und Gerenne nicht nur ein Versuch, sich in dem Wissen zu betäuben, dass der Mensch keinen Sinn und Mitte mehr in seinem Leben finden kann. Haben nicht manche von uns den Shutdown gerade deswegen als eine Zeit erlebt, in der es plötzlich wohltuend ruhiger zu und herging?

Gottes Hand liegt auf uns, so lesen wir es hier. Und die Flucht des Menschen nach vorne –

wohin auch immer – erweist sich als vergebens. Der Mensch kommt nicht weg von Gott. Denn Gott lässt ihn nicht. Er lässt ihm keine Ruhe. Und eine ganze Welt könnte es spüren.

„Spräche ich, Finsternis möge mich decken und Nacht statt Licht um mich sein, so wäre auch Finsternis nicht finster bei dir und die Nacht leuchtete wie der Tag.“ Selbst wenn man in die Finsternis flüchtet, um Gott zu vergessen, so kann man ihm doch nicht entrinnen. Eine Zeit lang können wir ihn aus unserem Bewusstsein verdrängen, ihn von uns weisen, ihn widerlegen, seine Nichtexistenz behaupten, ohne ihn leben, aber im letzten Grunde wissen wir, dass nicht er es ist, den wir widerlegen und verdrängen, sondern sein verzerrtes Bild in uns. Und wir wissen, dass wir ihn nur deswegen verneinen können, weil er uns dazu treibt, unser Bild von ihm zu verneinen. Es gibt keine Flucht vor Gott, auch nicht im Verdunkeln und Verdrängen. Denn das Leben aus ihm ist um uns.

Wo soll ich hingehen vor deinem Geist, und wo soll ich hin fliehen vor deinem Angesicht?

Der Mensch, der diese Worte schrieb, war überzeugt, dass es den tiefen Wunsch im Menschen gibt, Gott zu entrinnen. Und in dieser Überzeugung steht er nicht allein. Menschen aller Art, Propheten und Reformatoren, Heilige und Atheisten, Gläubige und Ungläubige haben die gleiche Erfahrung gemacht: Man kann Gott nicht entfliehen. Man kann sogar sagen: Ein Mensch, der niemals versucht hat, Gott zu entfliehen, hat niemals den Gott erfahren, der wirklich Gott ist. Denn wer Gott erfährt, begegnet dem Gott, der ihn nicht mehr loslässt. Und vielleicht merkt man das erst, wenn man einmal versucht, von ihm wegzukommen.

Warum aber sollte eigentlich ein Mensch vor Gott fliehen wollen? Ist uns Glaubenden das nicht erst einmal ein ganz fremder Gedanke? Wir suchen doch Gottes Nähe. Wir wollen doch am liebsten immer bei ihm sein? Was ist das eigentlich für eine Fluchtbewegung, die dieser Psalm zur Sprache bringt? Warum will hier jemand um alles in der Welt vor Gott flüchten?

Hören wir den Psalm: „Ich sitze oder stehe auf, so weisst du es,

du verstehst meine Gedanken von ferne; ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege. Es ist kein Wort auf meiner Zunge, dass du nicht schon wüsstest.“ Gott weiss, was wir sind und er weiss, was wir tun auf jedem Weg und an jedem Ort dieser Welt.

Liebe Gemeinde, ist das nicht die Situation, die der Mensch fürchtet wie der Teufel das Weihwasser? Dass jemand alles über ihn wissen könnte und jemand immer weiss, wo er sich befindet? Kämpfen wir nicht verzweifelt darum, dass Google und Facebook genau das nicht gelingt, dass sie noch mehr über unser Leben wissen als sie es ohnehin schon tun. Google kennt schon längst alle Wege dieser Welt, hat sie fotografiert und man kann sie sich im Internet anschauen. Und schon längst arbeiten die grossen Computerfirmen daran, unseren Augenbewegungen vor den Computerbildschirmen folgen zu können und unseren Gesichtszügen abzulesen, was in ihnen geschrieben steht. Wir aber fürchten es, durchschaut zu werden und dass jemand wissen könnte, wo immer wir uns gerade befinden.

Denn darin geht uns unsere Freiheit verloren.

Genau damit aber setzt sich dieser Psalm auseinander und zwar in zugespitzter Form. Denn die Gegenwart Gottes hat geistigen Charakter. Sie dringt in die inneren Bezirke unseres Geistes ein. Unser ganzes Innenleben, unsere Gedanken und Wünsche, unsere Gefühle und Phantasien sind Gott bekannt.

Die Frage ist: Kann der Mensch einen solchen Zeugen ertragen? Oder muss er diesen Gefährten hassen, der immer gegenwärtig ist? Und wird er nicht alles tun, um aus diesem Gefängnis der Mitwisserschaft auszubrechen? Die Fragen sind nicht theoretischer Art. Das Schicksal Jesu Christi macht deutlich: Der Mensch erträgt einen solchen Zeugen nicht.

Von Jesus heisst es immer wieder einmal: Er wusste, was im Herzen der Menschen vor sich geht. Wie mag es wohl seinen Jüngern ergangen sein, die jeden Tag 24 Stunden mit ihm zusammen waren, als sie anfangen zu begreifen, dass ihr Meister ihre Herzen kannte und schon wusste, was sie dachten? Ob es ihnen nicht zumindest

zwischendurch auch ein wenig unheimlich war?

Auch unsere Lebenserfahrung sagt uns: Der Widerstand in uns Menschen gegen eine so unbarmherzige Nähe kann kaum gebrochen werden. Jeder Berater, Seelsorger und Psychotherapeut kennt die Macht des Widerstandes gegen jede Selbstoffenbarung. Ich habe Menschen erlebt, die haben ein Jahr gebraucht, in dem sie jede Woche einen Gesprächstermin hatten, bevor sie anfangen, sich zu zeigen und anzuvertrauen. Und selbst dann taten sie es nur vorsichtig und bruchstückhaft.

Niemand möchte erkannt werden, selbst wenn er weiss, dass seine Gesundheit und seine Heilung davon abhängen, dass er sich offenbart. Ja, wir wollen nicht einmal von uns selbst erkannt werden. Wir versuchen die Tiefe unserer Seele vor unseren eigenen Augen zu verbergen. Denken sie an die berühmten blinden Flecke, die jeder von uns hat. Wir wehren uns dagegen, Zeugen unserer selbst zu sein. Wie können wir dann dem Spiegel standhalten, in dem nichts verborgen bleiben kann?

Was die Rede von der Allgegenwart und Allwissenheit Gottes eigentlich sagen will, ist doch dies: Wir sind immer gehalten und umfungen durch etwas, das grösser ist als wir, das einen Anspruch auf uns hat und uns Fragen stellt.

Die Frage z.B., die das Leben jedem Menschen stellt, lautet: Warum bist Du eigentlich hier? Wozu lebst Du? Und wie willst Du dein Leben leben? Die Frage nach dem Sinn ist die dem Menschen mitgegebene Frage. Und der Mensch wird sie nicht los, so lange er lebt. Man kann sie bei Seite schieben. Man kann sie sehr vordergründig beantworten. Aber sie bleibt.

Genauso wie der Mensch immer umfungen ist von etwas Grösserem. Wenn der Mensch es aber nicht mehr in sich trägt, dass es etwas über ihm gibt, dann ist er fast nicht mehr zu retten. Bestenfalls verhebt er sich, weil er sich für Herkules hält. Schlimmstenfalls richtet er die Welt zugrunde. Der Mensch, der nicht mehr wahrnehmen kann, dass er von Grösserem umfungen ist, wird diesem Grösseren dennoch unweigerlich begegnen. Darin aber begegnet er Gott, ob er will

oder nicht. Und das wird nicht verhandelt, denn Gott ist da.

Und schliesslich: Gott erhebt einen Anspruch auf den Menschen. Wenn aber ein Mensch diesen Anspruch Gottes nicht mehr wahrnehmen kann, ist er seinen eigenen Ansprüchen und denen seiner Mitmenschen preisgegeben. Der einzige heilvolle Anspruch auf unser Leben aber ist der Anspruch, den Gott an uns richtet: „Du sollst mich allein anbeten.“ Wenn ein Mensch diesen Anspruch ausblendet, ist Gottes Anspruch damit aber nicht weg. Unser Gott ist da, und zwar gerade dann, wenn die Menschen an ihren Ansprüchen scheitern oder an ihnen verzweifeln.

An dieser Stelle muss von Jesus Christus die Rede sein. Denn in ihm hat Gott uns gezeigt, dass er sich nicht aus der Welt schaffen lässt. Es gelingt nicht, Gott zu entrinnen und vor ihm zu fliehen. Was die Menschen mit Jesus von Nazareth versucht haben, war der letzte verzweifelte Versuch, sich Gott vom Leibe zu halten und den, der gekommen ist, die Nähe Gottes aller Welt anzusagen, bei Seite zu räumen. Es ist aber nicht gelungen. Wir

sind der Beweis. Seit 2000 Jahren bezeugen Christen, dass Gott lebt und dass er den, der für ihn gezeugt hat, nicht im Tode gelassen hat. Der lebendige Gott aber bleibt nicht nur den Seinen, sondern einer ganzen Welt nahe, beunruhigend nahe.

Denn die Spannung ist auch nicht durch das Kommen Jesu Christi aufgehoben. Es gibt die tiefsitzende Angst in unserem Leben, dass unser ganzes Leben offenbar werden könnte. Und es gibt unseren Glauben an Gott, der hinabgestiegen ist in die tiefsten Tiefen und die Abgründe, auch der menschlichen Seele, um den Menschen aus dem Gefängnis seiner Angst herauszuführen.

Folgen wir heute dem Psalm 139, denn in den Worten dieses Psalms werden uns Wege gezeigt angesichts der bedrängenden Nähe Gottes. Ganz unvermittelt preist der Beter Gott für das Wunder seiner Geburt, für die Art, in der er in seiner Mutter Schoss bereitet wurde. Der Gott, dem er nicht entfliehen kann, ist der Grund seines Lebens. Und sein Leben, seine ganze Person, sein Geist, seine

Seele und sein Leib ist ein Werk unendlicher Weisheit, Ehrfurcht erweckend und wunderbar. Die Bewunderung dieser göttlichen Weisheit aber überwindet die Angst vor der göttlichen Gegenwart. Denn sie weist hin, auf die freundliche Gegenwart einer schöpferischen Kraft, die das Leben will, mein Leben will, in der Vielfalt seines Ausdrucks. „Wunderbar bin ich gemacht, wunderbar sind deine Werke. Das erkennt meine Seele.“

Der Blick auf die Wunder der Schöpfung verändert die Blickrichtung. Der Blick auf das Wunder, das ich selber bin, bereitet den Boden für mein Vertrauen. Dass Gott allwissend ist und allgegenwärtig, kann ich nicht fassen. Es löst in meiner Phantasie eher Ängste aus. Dass Gott mich aber wunderbar geschaffen hat, ist der Anfang der Geschichte von der Gnade Gottes in meinem Leben.

Und etwas Zweites tritt für den Psalmisten hinzu. Er schaut nicht nur auf den schöpferischen Anfang, sondern auch auf das Ziel seines Lebens: „Deine Augen sahen mich, als ich noch nicht bereit war und alle Tage waren in dein Buch geschrieben,

die noch werden sollten.“ Unsere Tage werden eingeschrieben und gezählt, sie sind kein Zufall. Er, der uns am besten kennt, sieht auf das Bild unseres ganzen Lebens. Und jeder Moment hat darin einen Platz von grösster Wichtigkeit. Als Einzelne und als Gemeinschaft haben wir eine letzte Bestimmung. Und wo immer wir dieser Bestimmung gewahr werden, ob sie uns gross oder klein erscheint, erkennen wir Gott, den Grund und das Ziel unseres Lebens.

Wir können dann mit dem Psalmbeter sprechen: „Wie wertvoll sind für mich deine Gedanken! Wie ist ihre Summe so gross. Wollte ich sie zählen, so wären sie mehr als der Sand.“ So bezwingt der Psalmist den Schrecken vor dem alles spiegelnden Spiegel und dem niemals schlafenden Zeugen, indem er sich hinwendet zu den Zeichen der Güte Gottes in seinem Leben.

Doch kaum hat er für sich einen Weg gefunden, erinnert er sich, dass es in ihm ein dunkles Element in dem Bild seines Lebens gibt, Feindschaft gegen Gott: „Ach Gott, wolltest du doch die

Gottlosen töten, denn sie lästern dich, deine Feinde erheben sich mit frechem Mut. Sollte ich nicht hassen, Herr, die dich hassen. Ich hasse sie mit ganzem Ernst. Sie sind mir zu Feinden geworden.“

Diese Worte sollten jeden beunruhigen, der glaubt, dass das Problem des Lebens durch Meditation und religiöse Erhebung gelöst werden könnte. Die Stimmung dieser Worte ist eine ganz andere als in den Versen zuvor. Gebet und Lobpreis schlägt um in Fluch. Und das Zittern des Herzens vor dem alles beobachtenden Gott verwandelt sich in Zorn gegen die Mitmenschen.

Plötzlich fühlt der Psalmist eine Gleichheit mit Gott, dem Gott, vor dem er gerade noch in die Finsternis und in den Tod fliehen wollte. Gott soll diejenigen hassen, die er hasst, und Gottes Feinde sollen seine Feinde sein. Gerade noch hat er von dem unendlich grossen Abstand zwischen seinen Gedanken und Gottes Gedanken gesprochen; jetzt hat er das vergessen und sieht sich auf einer Stufe mit Gott. Religiöser Fanatismus flammt auf, derselbe Fanatismus, der die Überheblichkeit

der Kirchen, die Grausamkeit der Moralisten und die Unbeugsamkeit der Rechtgläubigen entzündet hat. Diese Sünde der Religion widerspricht dem Geist dessen, der seinen Jüngern wider und wider verbot, seine Feinde zu hassen.

Doch dann bringt eine Wandlung der Gedanken und Gefühle den Beter wieder zurück zum Anfang. Er merkt, dass etwas falsch sein könnte in dem, was er sagt. Er weiss nicht was, aber er ist sich sicher, dass Gott es weiss. Und so schliesst er mit einem der grössten Gebete aller Zeiten: „Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz, prüfe mich und erkenne wie ich es meine. Und sieh, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege.

In diesem Moment hat der Beter sein Schwanken besiegt zwischen dem Wunsch, Gott zu fliehen und dem Wunsch, Gott gleich zu sein. Er hat entdeckt, dass die Gegenwart des Zeugen, die Gegenwart Gottes in seinem Leben, ein Doppeltes bedeutet: Die unentrinnbare Gegenwart Gottes ist beides: Sie ist ein Angriff auf unser Leben. Gott geht uns Menschen unbedingt an,

denn er ist da. Und niemand kommt um diesen Gott herum. Und seine Gegenwart ist zugleich der letzte Sinn unseres Daseins. Denn wir sind erkannt in unseren dunklen Tiefen, in die wir kaum hineinzusehen wagen. Und zugleich werden wir gesehen in einer Vollendung der Liebe Gottes in unserem Leben, die unsere höchste Hoffnung übersteigt.

### **Gebet**

HERR, mein Gott, erforsche mich und erkenne mein Herz, prüfe mich und erkenne meine Gedanken.

Sieh, ob ein gottloser Weg mich verführt, und leite mich auf ewigem Weg.

Du kennst mich besser als ich mich selbst.

Nimm das Schwache, das Ängstliche in Deinen Blick, das Selbstbezogene, auch das Zerstörerische, all das Dunkle in mir, was ich selbst nicht sehen kann oder aber nicht wahrhaben will.

In dieser Spannung leben alle Menschen, auch die, die den Zugang zur traditionellen Religion verloren haben. In dieser Spannung zu bleiben ist der einzige Weg, auf dem wir zum letzten Sinn und zur Freiheit unsren Lebens gelangen. Mögen wir den Mut und die Kraft haben, diese Berufung anzunehmen. Gott ist auf jeden Fall mit uns. Amen.

Sieh mich nicht so, wie ich mich sehen will, sondern zeige mir, wie ich wirklich bin – auch wenn es schmerzt.

Entlarve mich – ich vertraue darauf: Was du aufdeckst in mir, hat Christus schon angenommen.

Befreie mich von Selbsttäuschungen, und auch von den falschen Vorstellungen, die ich von meinem Leben habe.

Erneuere mich durch Deinen Geist, damit ich der bin, den du so wunderbar und einzigartig gemacht hast.

durch Jesus Christus.

Amen.

*Gehalten am 10. Januar 2021*

*Baptistengemeinde Zürich*

*Evangelische Freikirche*

*Steinwiesstrasse 34*

*8032 Zürich*

*[www.baptisten-zuerich.ch](http://www.baptisten-zuerich.ch)*